

Die Aristokratin

Autor(en): **Münzer, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

um den Hals. Lächelnd sah Maria auf die beiden nieder.

Und an dem Tage war Dominik ein großer Musiker geworden: Böse und Gute, Weise und Törichte, Männer und Frauen

hörten den Klängen seiner Fiedel gleich gerne zu. Doch gelang es ihm sein Leben lang nicht, herauszufinden, ob der Mann, dem er damals aus der Grube geholfen, der liebe Gott oder der Teufel gewesen.

Die Aristokratin.

Skizze von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.

„Ich liebe Sie! Der Rhythmus Ihres Ganges läßt mich schwindeln, der Klang Ihrer Stimme weckt das Chaos in meinem Gehirn: ich bin Musiker. Der Anschlag Ihrer Haare, der blaue Schatten auf Ihrer weißen Stirn, die schmale Stichel Ihres Mundes, blaß wie rötlicher Herbstmond, foltern und beseligen meine Augen: ich bin Maler. Die Ahnung Ihres Geschicks, Ihr dumpfes Leben in diesem Schlosse, Ihre Sehnsucht, Ihnen selbst unbekannt, Glück und Jammer, die um Sie kämpfen — alles das erlebe ich, weil ich Dichter bin. Ich bin, was nur ein Mensch sein kann, geworden, weil ich Sie liebe. Oder liebe ich Sie, weil ich Maler bin, Musiker und Poet? Und weil ein einfacher Mensch zu sein, nicht reicht, Sie zu fassen und also zu lieben? Ich will Sie sehen, hören, spüren. Sie sollen, nackt hinter dem Schutze Ihrer Schönheit, vor mir singen, ehe Sie an meine Brust sinken — ich sehe Sie: Sie gleiten zu mir herab wie ein Segel, rosig in der Abendsonne, vom Winde gefüllt und gebeugt auf das Wasser, die Woge, auf mich, der sich aufhebt, Sie zu küssen. Sie sind Mädchen, Jungfrau, Gräfin, unwissend, ahnungslos — Sie werden Frau sein, Weib, Mensch, allwissend, allfühlend. Sie haben mich zum Gott gemacht: ich will Sie vergöttlichen. Schranken sind da für Flügel. Steigen Sie auf, Geflügelte, und erreichen Sie meine Wolke. Ich liebe Sie. Ich warte, ich weiß, ich will. Lieben Sie mich — und die Welt ist Ihre. Lehmann.“

Lehmann saß am Flügel im Gartensaal und beendete die Toccata. Er nahm den Brief aus seiner Tasche, legte ihn auf die Tasten und schloß den schwarzen Deckel. Es rauschte in den Saiten geheimnisvoll, in den Topfgewächsen knisterte es. Er ging hinaus.

Der Abend verlief gewohnterweise. Lehmann, der Hauslehrer, brachte seine

beiden Zöglinge in ihr Zimmer und lehrte nicht zurück. Unten im Gartensaal lag ein Band Reuter aufgeschlagen, aus dem er vorzulesen pflegte. Der Graf, die Gräfin warteten. Komtesse Jakobea dachte: „Er hat mich den ganzen Abend nicht angeblickt. Seine Augen glänzten. Verachtet er mich? Seit vier Wochen — solange ich wieder hier bin — hat er nicht ein Wort über seine Pflicht hinaus zu mir gesprochen. Ich hasse ihn. O! Was denkt er sich! Ich habe in den drei Jahren kolossal viel gelernt. Und ich kenne das Leben. Ach...“

Sie sortierte ein Duzend oder mehr Ansichtskarten, die heute aus dem Pensionat gekommen waren. Man machte da unten eine Frühlingsreise an den Langensee. Ohne sie. Sie saß auf einem einsamen Gut im Norddeutschen. Allein und unverstanden, allen entfremdet. Siebzehn Jahre und schon unglücklich. Das Leben war unerträglich. Welche Schmach: zu lieben und nicht geliebt zu werden... Wie blaß war er, wie schlank und vergeistigt! Mit nachlässiger Stimme sagte er ungeheure Weisheiten. Warum war sie nicht klein und jung wie die nachgeborenen Zwillinge? Die durften ihn umarmen, auf seinen Knien sitzen — Sie errötete und bückte sich über einen Dreifarbendruck der *Isola bella*. Dort mit ihm...

Sie stand auf.

Der Graf sagte: „Soll man Herrn Lehmann rufen? Diese Taktlosigkeit, sich so zu entfernen, muß doch gerügt werden.“

Die Gräfin klappte mit verborgener Genugtuung den Reuter zu und sagte schläfrig: „Ach, laß, Hegewald, auf morgen. Jakobea spielt etwas.“

Jakobea war an den Flügel getreten, setzte sich und hob den Deckel auf. Sofort sah sie den Brief. Er war ohne Aufschrift. Sie öffnete ihn. Er trug keine Anrede, aber die ersten drei Worte entführten sie ins Unendliche, Romantische und Wun-

derbare. Im selben Augenblick, da die Liebe sie streifte, wurde sie Weib. Sie stand auf, ruhig, gelassen, und hob den schweren Deckel des Flügels hoch, stützte ihn und saß nun hinter dieser geschwungenen glänzenden schwarzen Wand geborgen, gesichert, und las.

„Nun, Jakobea,“ sagte die Gräfin schläfrig, „was machst du, Kind?“

Jakobea, bei der Stelle: „Sie sollen, naht hinter dem Schutze Ihrer Schönheit...“ sagte lesend: „Sofort, Mama, ich überlege nur.“ Und las, völlig entrückt: „Sie gleiten zu mir herab wie ein Segel, rosig...“

Sie schlug einen Akkord an. Sie spielte mit der Rechten einige Läufe und hielt in der Linken diesen überwältigenden Brief.

„Sie werden Frau sein, Weib...“

Sie war's in diesem Augenblick. Sie empfand alle Seligkeit voraus. In einer himmlischen Vision gab sie sich dem Geliebten hin und preis. War es Frost, Glut, darin sie ertrank? Sie stieß einen Seufzer aus.

Der Graf ließ die Kreuzzeitung sinken und sagte milde: „Geh schlafen, Jakobea. Wann ginet Ihr in Neuchâtel zu Bett?“

Jakobea sagte: „Um acht Uhr, Papa.“ Es war nicht wahr, sie wußte nicht, was sie sagte; sie begriff, daß es sich um eine Zeitangabe handelte, hatte aber nicht die Kraft, über die richtige nachzudenken. Sie dachte: „Liebe, Liebe, Liebe... Er liebt mich. Darum so bleich, stumm. So also äußert sich beim Manne die Liebe.“

Der Graf sagte: „Na also. Hörst du, Johanna, das nenne ich Pädagogik! Diese drei Jahre im englischen Fräuleinstift werden noch ein Segen für ihre Kinder sein. Wie?“

Johanna, die Gräfin, nickte gehorsam, über ein zu strickendes Wolljäckchen gebeugt; es war für das Kind eines zu befehrenden Grönländers bestimmt. Sie strickte es aus wärmster Schafwolle. Denn da oben...

Aber der Graf war aufgestanden. Er fühlte sich herzlich bewegt, seiner so wohl-erzogenen Tochter über den Kopf zu streicheln und sie selbst bis zur Tür zu bringen. Er kam auf dem Teppich um den

Flügel herum, wo Jakobea im Schatten saß.

„Nun,“ sagte er schäfernd, „was ließt denn da mein Töchterchen so eifrig?“

Jakobea erlebte ihre erste Ohnmachtsanwandlung. Aber sie war erst siebzehn, sie hielt sich aufrecht. Weiß wie Schnee, sagte sie: „O, nichts.“

Sie schob den Brief unter sich, auf den Sessel, wollte schnell zu spielen beginnen, aber kraftlos fielen ihre eisigen Hände auf die Tasten. Vor dem Mikton fuhr die Gräfin auf. „Jakobea,“ rief sie, „das ist ja gräßlich. Spiele doch Chopin oder Field. Wie?“

„Steh auf!“ sagte der Graf.

Jakobea blieb sitzen. Die Heldin im Weibe erwachte in ihr. Sie sagte: „Es ist ein Brief für mich.“ Sie wappnete sich, sie preßte ihr Herz in ihren Händen zusammen. Gestern noch Pensionsmädel — war sie heut vor die Liebe gestellt, zu kämpfen und zu leiden. In diesem Augenblick fühlte sie sich wie Herrn Lehmanns Weib. Als wäre sie bereits durch die letzte Form der Liebe mit ihm verbunden und also verpflichtet, durch Gefühl wie Pflicht, zu ihm zu halten. Als hätte sie das längste Einverständnis, eine heimliche Ehe zu verteidigen, sagte sie flammend, aber doch töchterlich demütig: „Papa, frage mich nicht!“

„Fragen?“ rief der Graf. „Nein, wahrlich nicht!“ Und er ergriff sie am Arm, hob sie leicht empor und schleuderte sie fort, ehe sie noch den Brief hatte fassen können. Jakobea flog an das Fenster, ein Blumentopf fiel krachend nieder, und zugleich sprang die entsetzte Gräfin auf; aber ein „Halt!“ ihres Mannes bannte sie wie zu Stein mitten im Zimmer.

Er sagte: „Deine Tochter“ — denn in solchen und ähnlichen Fällen weist der Ankläger immer alle Mitschuld an der Entstehung eines so verworfenen Geschöpfes weit und entrüstet von sich — „deine Tochter unterhält einen heimlichen Briefwechsel. Laß sehen, mit wem. L...“

Er vermochte nicht, den Namen auszusprechen. Die Röte eines Schlaganfalls bedeckte ihn. Die Gräfin, plötzlich in alle ihre unmoralischen Romane aus der

Leihbibliothek verlegt, rief ahnungsvoll: „Der Kutscher?“

Nun, schließlich war es ebenso schlimm. Lehmann, der Hauslehrer, aß am Herrschaftstische mit. Aber sonst —

Unter der Gastrone stehend, las der Graf laut den Brief vor. Jakobea stand bleich am Fenster, die blauen Augen schwarz; ihr Mund bewegte sich, als koche ihr Blut und würfe Wellen in den Lippen. Plötzlich schrie die Gräfin laut, gellend auf und bedeckte mit den Händen ihre Augen, als öffnete sich vor ihr schwindelnd tief und grauenvoll ein Abgrund. Der Graf hatte gelesen: „Sie sollen, nackt...“

Selbst seine alte Rittmeisterstimme brach in diesem unerhörten Wort. Mühsam kam er zu Ende.

Jakobea sagte das Letzte, das Einzige, das Vergebliche: „Es ist mein Brief.“ Sie begriff nicht die Schamlosigkeit, eines anderen Geheimnis zu lesen. Erblindeten diese Augen nicht? Verdorrte nicht dieser Mund? War das ihr Vater, das ihre Mutter? Von dieser Stunde an nicht mehr!

Der Graf wiederholte das einzige Wort, das alle Schmach und Schande völlig erschöpfte. Er sagte: „Herr Lehmann, Herr Lehmann!“

Die Gräfin dachte, um und um gewirbelt von Entsetzen: „Ein Roman! Aber sind Romane zum Erleben da? Man liest sie! Und meine Tochter!“ Denn bei jeder anderen wäre es nur eine entzückende Sensation gewesen.

Der Graf sagte: „Seit wann geht das so?“

Jakobea sah ihn mit Grauen an. Sie schwieg.

Der Graf rief: „Sprich! Wie weit seid ihr? Hast du...“

Aber ein Schrei der Gräfin unterbrach ihn. Nein, es ging nicht an, gewisse Dinge, die man selbst gedrückt nur schauernd las, laut ausgesprochen zu hören. Wie entsetzlich, ihre Tochter! Sie überlegte schnell: Vererbung. Vom Vater her, der ... Sie ahnte allerlei. Was würde ihr Mann tun? Was er tat, war wohlgetan.

Jakobea sprach nicht. Sie zitterte. In welches Verhängnis wurde sie verstrickt? Was glaubte ihr Vater? Das Geheimnis der Liebe bedrängte sie, das Unbekannte,

Unvorstellbare. Sie wußte: es gab eine Sünde; sie begriff: der Vater traute sie ihr zu; sie war entschlossen, das Böseste zu tun, sofern man es ihr zutraute. Sie sah ein: man ist, wofür man gehalten wird.

Sie sagte, ratlos, liebend: „Beleidige ihn nicht. Er ist klug, edel, groß, er hat eine Zukunft...“

„Herr Lehmann,“ wiederholte der Graf.

Er trat auf Jakobea zu und hob die Hand. In dieser Hand sah Jakobea die ganze Welt, die Gesellschaft, die gegen sie anrückte. Sitte, Tradition, Pflicht, Ehre erhoben sich in dieser Hand gegen sie; sie wurde groß, riesengroß, man konnte ihr nicht entgehen, sie traf sie und schlug sie.

Selbst stumm, unter dem Aufschrei ihrer Mutter, sank Jakobea in die Knie. Und schon riß sie der Vater wieder hoch, zog sie aus dem Saal, sagte an der Tür: „Das kommt vom englischen Fräuleinstift!“ — schleppte die Tochter die Treppe hinauf, stieß sie in ihr Zimmer und schloß die Türe ab.

Jakobea war allein in der schrecklichen Qual, alles nur ahnen, nicht miterleben zu dürfen. Was tat ihr Vater? Was wurde aus dem Liebenden und — Geliebten? Sie stand starr mitten im Zimmer, ohne Träne. Die geschlagene Wange glühte und brannte. Und der Schlag hatte ihr Herz vollends geweckt. Sie liebte, Komtesse Jakobea, Herrn Arthur Lehmann, stud. phil.

Die Zeit ist relativ. Diese Nacht war stundenlos. Jakobea wußte nicht, wie lange sie in dieser Erstarrung gestanden, als sie plötzlich unten den Wagen vorfahren hörte. Sie begriff: der Geliebte ging; er war fortgejagt und wurde unverzüglich nach der Station gebracht, zum Nachtzuge.

Sie erwachte. Sie überlegte nicht, sie handelte unmittelbar. Gedanke wurde Tat. Sie stürzte an den Schrank, nahm ihre kleine Handtasche, füllte sie mit Nachtzeug, ihrem bißchen Schmutz, ihrer kleinen Geldkassette. Fort!

Aber die verschlossene Tür!

Sie trat heran, ein Wunder erflehend, Gott beschwörend, sie drückte die Klinke nieder, und die Tür ging auf, unverschlossen, leise, gütig. Also Gott wollte es.

Im Gang war es schon dunkel, dunkel auf der Treppe, unten in der Halle brannte eine Lampe. Zur offenen Tür kam der Mainachdunst herein, Flieder und Goldregen. Es hatte geregnet, die Erde roch, das Laub roch. Das Geschirr der Pferde klirrte, der Kutscher sprach zu den Tieren; es war finster draußen, im Schein der Wagenlaternen glänzten die braunen Pferdeleiber und leuchtete der Kies und eine weißblühende Hecke.

Jakobea stand mit ihrem Täschchen an der Tür. Wie einsam, wie kalt, wie leer! Abschied, Adieu, Flucht, Verbannung...

Herr Lehmann kam rasch mit einem kleinen billigen Handkoffer die Treppe herab, allein, unbegleitet, ein weggejagter Domestik. Die barhäuptige Jakobea trat ihm entgegen. Er sah auf, wurde rot, stockte, stammelte etwas, wollte weiter, blieb stehen und sagte endlich heiser:

„Sie konnten meine Liebe mit Füßen treten, bitte! Aber Sie durften mich nicht verraten! Das war gemein, kindisch, niedrig!“

Jakobea starrte ihn an, sie verstand nichts.

Er fuhr fort und entflammte sich:

„Wäre Verachtung nicht genug gewesen? Hätte Ihr Stolz Sie nicht genügend gewappnet? Brauchten Sie Ihres Vaters Schutz? Ich hätte, Komtesse, Sie mit keinem Blick beleidigt. Wer sind Sie, nachdem ich Sie für anbetungswürdig hielt! Ein kleines abscheuliches Mädchen! Pfui, mich zu verraten!“

Endlich verstand sie. Was glaubte er? Was hatte ihr Vater ihm gesagt? Sie ihn verraten? Sie seinen Brief gezeigt? Er verachtete sie! Sie, die für ihn gelitten hatte, für ihn geschlagen worden war! Er traute ihr das zu? Und etwas Furchtbarereres als der Schlag einer Hand traf sie. Sie sagte nichts.

„Adieu, Komtesse.“

Da sah er das Täschchen in ihrer Hand. Mit demselben Herzschlag begriff er. Er schrie:

„Jakobea!“

Sie hob den Kopf, unendlich verachtungsvoll und dennoch unsäglich liebend, zu ihm, der sie so beleidigt hatte. Im Lampenschein sahen von den Wänden

ihre Ahnen herab, aus dunkeln Bildern, Ritter und Soldaten, steife Frauen, hier ein edles, früh gestorbenes Kind, dort ein Greis in Pelz und Barett und da die Prinzessin Jakobea, ihre Urgroßmutter, die königliche Prinzessin, die ihr Blut dem der Familie vermischt hatte: ihre Krone lag symbolisch neben ihr auf einem Tischchen, und sie stützte sich lächelnd auf das einfache gräfliche Wappenschild ihres Gatten. Das alles sah Jakobea, und sie hörte ihres Vaters unendlich ironische, verächtliche Stimme:

„Herr Lehmann!“

Sie sah ihn an. Das Herz strömte ihr aus den Augen. Er rief:

„Sie gehen? Mit mir? Jakobea!“

Sie lächelte — aber hochmütig. Es galt nur einen Augenblick. Jetzt die Liebe bezwingen — und sie war gerettet — die Liebe zu einem Unwürdigen! Nur ein Lehmann konnte sie für eine Verräterin halten, nur ein Bürgerlicher ihr eine Gemeinheit zutrauen! Sie sagte hochmütig: „Herr Lehmann...“ im Tone des Adieus, des Verabschiedens und nickte und ging.

Sie verstand sich völlig. Um Kraft zu haben für den Weg in ihre Stube zurück, sagte sie unaufhörlich vor sich hin: „Lehmann, Lehmann. Ich Frau Lehmann. Lehmann, mein Mann, der Oberlehrer! Lehmann, Lehmann, Komtesse Jakobea, Enkelin der Prinzessin Jakobea. Adieu, Lehmann — Ich, ich bin meines Vaters Tochter!“

Als sie in ihr Zimmer trat, verhallte das Rollen des Wagens jenseits der Parkmauern. Ihre Mutter saß da, hatte eine Kerze angezündet und begann zu fragen, zu jammern, Vorwürfe zu machen, zu bitten. Jakobea sagte kalt: „Bitte, Mama, laß mich allein.“

Die Mutter sagte wütend und unglücklich in der Tür: „Nun, er ist ja fort. Und du sollst noch einmal in ein Institut. Aber der Vater hat in allem recht.“

Allein, trat Jakobea vor den Spiegel. Bläß, gealtert fand sie sich, das Herz tat ihr weh, und laut sprach sie zu sich ins jenseitige Bild hinüber, laut und altflug und bitter:

„Man lebt, man leidet!“